

Aus:

NORBERT WICHARD

Erzähltes Wohnen

Literarische Fortschreibungen eines Diskurskomplexes
im bürgerlichen Zeitalter

Februar 2012, 340 Seiten, kart., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-1899-0

Wohnen wird ab dem 18. Jahrhundert zu einem zentralen Thema der Selbstvergewisserung der bürgerlichen Gesellschaft: Insbesondere Identität oder Privatheit und Öffentlichkeit werden durch die Fortschreibung von Wohndiskursen in der Literatur inszeniert. Vor dem Hintergrund des langen, »ohnsüchtig[en]« 19. Jahrhunderts (Walter Benjamin) untersucht diese Studie Texte der deutschsprachigen Literatur von Karl Philipp Moritz über Goethe, die Romantiker und Theodor Fontane bis hin zu Alfred Kubin im kulturellen Kontext und verfolgt in zahlreichen Einzelanalysen die narrative Produktivität des Diskurskomplexes Wohnen.

Norbert Wichard (Dr. phil.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache und Literatur I der Universität zu Köln.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1899/ts1899.php

Inhalt

Vorwort | 7

1. Wohnen erzählen | 9

- 1.1 Texturen des (bürgerlichen) Wohnens | 9
- 1.2 Wohnen als Diskurskomplex | 28
- 1.3 Vorbemerkungen zum Wandel im erzählten Wohnen | 35

2. Bürgerliches Wohnen: Eine Entdeckung für die Literatur | 47

- 2.1 Das Sprechen über das Wohnen am Ende des 18. Jahrhunderts | 47
(Moden und Bauen: Christian Garve, Journale, Bauschriften)
- 2.2 Wohnen im Zeichen der Seelenkunde | 63
(*Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*: Einsiedler, gewohnte Räume)
- 2.3 Unbehaute Psyche: Eine Wohngeschichte | 73
(Moritz: *Anton Reiser*)
- 2.4 Lehrjahre des Wohnens und der Weg zum Wohn-Glück | 93
(Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*)
- 2.5 Romantische Wohnexperimente: Die Kraft der eigenen Vorstellung | 111
(Hoffmann: *Der Sandmann*, *Das Fräulein von Scuderi*,
Arnim: *Die Majorats-Herren*, Tieck: *Des Lebens Überfluß*)

3. Verdichtetes Wohnen: Der eingerichtete Diskurskomplex | 137

- 3.1 Eingerichtetes Wohnen im Biedermeier | 137
(Adel und Bürgertum, Wohnräume von Huber und Stifter)
- 3.2 Geordnete Wohnzeichen: Biedermeierzeit und (Früh-)Realismus | 144
(Gothelf: *Die schwarze Spinne*, Riehl: *Die Lehrjahre eines Humanisten*,
Der Hausbau, Grillparzer: *Der arme Spielmann*, Stifter: *Turmalin*)
- 3.3 Medien der Sprache des Wohnens | 167
(*Gartenlaube*, Wohnanleitungen: Jakob von Falke, Georg Hirth)
- 3.4 Wohndichte und Raums Spiele im Spätrealismus | 177
(Fontane: *Irrungen*, *Wirrungen*, *Frau Jenny Treibel*, *L'Adultera*)
- 3.5 Realistische Erzählexperimente des Wohnens | 205
(Storm: *Ein Doppelgänger*, *Der Schimmelreiter*, Raabe: *Stopfkuchen*)

4. Fragiles Wohnen: Inszenierungen um 1900 | 217

- 4.1 Erzählpotentiale: Richtiges Wohnen in Jugendstil und früher Moderne | 217
(Hermann Bahr, Adolf Loos, Georg Simmel)
- 4.2 Die soziale Radikalität der Wohnoberfläche | 227
(Holz/Schlaf: *Ein Tod, Papa Hamlet*, Kretzer: *Meister Timpe*)
- 4.3 Ästhetisierung und Psychologisierung des Wohnens | 246
(Freud, Hofmannsthal: *Märchen*, Beer-Hofmann: *Der Tod Georgs*)
- 4.4 Wohnen im Zeichen von Isolation und Zerstörung | 268
(Mann: *Buddenbrooks*, Sternheim: *Busekow*, Ulitz: *Die vergessene Wohnung*, Keyserling: *Abendliche Häuser*, Kubin: *Die andere Seite*)

5. Die Sprache des Wohnens: Über das Erzählen vom Wohnen | 285

6. Literaturverzeichnis | 293

Vorwort

Die vorliegende Studie wurde Ende 2010 als Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln angenommen; Forschung, die später erschienen ist, konnte nur noch punktuell berücksichtigt werden.

Für die langjährige Unterstützung – persönlich wie wissenschaftlich – danke ich sehr herzlich meinem Doktorvater Prof. Dr. Dr. h.c. Walter Pape. Insbesondere ihm verdanke ich die Kenntnisse und Anregungen, die zu dieser Studie führten. Ebenso bin ich dem zweiten Referenten der Dissertation, Prof. Dr. Günter Blamberger, zu Dank verpflichtet.

In vielen Gesprächen bei Fachkonferenzen und Workshops habe ich zahlreiche nützliche Hinweise erhalten; besonders herausheben möchte ich aber die Hilfe, nicht nur bei der Einrichtung der Druckfassung, durch meine Kölner Kolleginnen und Kollegen: Dr. Antje Arnold, Dr. Hartmut Kircher, Agnes Figura und Kathrin Schuchmann.

Ohne die Förderung durch das Cusanuswerk während meiner Studien- und Promotionszeit wäre vieles nicht möglich gewesen; die Schulung einer interdisziplinären Perspektive war stets hilfreich. Dem Verlag danke ich schließlich für die angenehme Zusammenarbeit.

1. Wohnen erzählen

1.1 TEXTUREN DES (BÜRGERLICHEN) WOHNENS

In seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* berichtet Kant von einem deutschen Fürsten, der sich in eine bürgerliche Frau verliebt hat und auf Reisen geht, um diese nicht standesgemäße Liebe hinter sich zu lassen – aber ohne Erfolg: „der erste Anblick aber ihrer Wohnung bei seiner Wiederkehr erweckte weit stärker, als es ein anhaltender Umgang gethan hätte, die Einbildungskraft, so daß er der Entschließung ohne weitere Zögerung nachgab, die glücklicher Weise auch der Erwartung entsprach.“¹

Kant möchte mittels dieses Beispiels die Funktionsweise der Einbildungskraft aufzeigen.² Diese sei demnach besonders wirkungsmächtig, wenn der durch „Leidenschaft“ evozierte Gegenstand (wie die Geliebte) nicht in den Sinnen, also abwesend ist, und „etwas geschieht, was dessen Vorstellung, die eine Zeit lang durch Zerstreuungen getilgt zu sein schien, wiederum ins Gemüth zurückruft“.³ Interessant ist dabei Kants Wahl des Beispiels: Der Wohnraum wird als Raum der Imagination und Erinnerung verstanden, der auf seine Bewohnerin verweist und zugleich so viel Spielraum der Einbildungskraft belässt, dass sich diese voll entfalten kann. Die Veranschaulichung der Wirkung der Einbildungskraft durch das gewählte Beispiel verdeutlicht, inwieweit die Vorstellung von einer ‚Psychologie‘ des Wohnens Ende des 18. Jahrhunderts präsent ist. Auf welche Weise Wohnraum und Möbel Rückschlüsse auf das ‚Gemüth‘ des Bewohners zulassen, betont aber zu Beginn des 18. Jahrhunderts bereits Julius Bernhard von Rohr:

1 Vgl. Kant: Akademie-Ausgabe, Bd. 7, S. 180.

2 Ebenda.

3 Ebenda.

„Ein jeder schafft und kauftet sich die Meublen in seiner Stube, und in seinem Hause nach seiner Neigung, und ordnet dieselben nach seinem Gefallen; Also kan, der hierauf genaue Acht hat, eines und das andere, so zu Erforschung des Gemüths des andern dienlich ist, daraus abnehmen.“⁴

Noch deutlicher als später Kant postuliert von Rohr eine reale psychologische Beziehung zwischen der Ausgestaltung des Wohnraumes und dessen Bewohnern, die durch eine entsprechende Aufmerksamkeit lesbar wird. Die Äußerungen Kants und von Rohrs implizieren damit auch die Erfahrung, dass der Wohnraum im Allgemeinen, aber auch bis in die Details des Interieurs hinein ‚Zeuge‘ des Lebens der Bewohner eines Raumes ist. Als bewusste und unbewusste Bezugspunkte der Bewohner nehmen sie jedoch ebenso eine entscheidende aktive Funktion ein. Damit sind zwei Perspektiven auf die zahlreichen Funktionen des Wohnraumes benannt, die ihn zu einem im eigentlichen Sinne ‚verdichteten Erzählraum‘ werden lassen: Dessen Potential entfaltet sich häufig – wenn auch in unterschiedlicher Form und unterschiedlichem Ausmaße – in der Literatur. Bevor sich diese Arbeit den Detailanalysen literarischer Werke und deren verschiedenen ästhetischen Funktionalisierungen des verdichteten Wohnraums und allgemein des Wohnens widmet, ist jedoch ein Blick auf das, was unter ‚Wohnen‘ verstanden wird, zu werfen und auf theoretischer Ebene ein systematischer Zusammenhang mit der Literatur herzustellen.

In einem umfassenden, existentiellen Sinn beantwortet Martin Heidegger die Frage „Was ist das Wohnen?“⁵ in seinem Vortrag *Bauen Wohnen Denken* (1951). Wohnen sei nicht eine Tätigkeit unter vielen, sondern: „Das Wohnen ist die Weise, wie die Sterblichen auf der Erde sind.“⁶ Gemäß einer etymologischen Herleitung, die für Heidegger jedoch als ein Weg zum „Hören“ des entscheidenden ‚Zuspruchs‘ der Sprache weit mehr ist als eine sprachgeschichtliche Analyse, bedeute Wohnen ursprünglich „Schonen“;⁷ die Menschen wohnen bzw. sind

4 Rohr: Unterricht von der Kunst, S. 182.

5 Heidegger: Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 7, S. 147. Vgl. insgesamt und zu Heidegger Axel Beelmann: Art. Wohnen. – In: Wörterbuch der philosophischen Metaphern, S. 545–557. Zu Heidegger vgl. auch: Harries: Das Ding, bes. S. 296–299. Heideggers Verständnis vom Wohnen wird inzwischen sehr breit rezipiert, in der Philosophie (vgl. z.B. Barbaza: Heidegger), aber auch in der Architekturtheorie und in der Literatur- bzw. Kulturwissenschaft (vgl. z.B. Miller: Topographies, bes. S. 218–225).

6 Heidegger: Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 7, S. 150. Zu Heidegger vgl. auch Hasse: Unbedachtes Wohnen, S. 24f. und S. 36–40.

7 Heidegger: Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 7, S. 150f.

als Sterbliche im „Geviert“: „Im Retten der Erde, im Empfangen des Himmels, im Erwarten der Göttlichen, im Geleiten der Sterblichen ereignet sich das Wohnen als das vierfältige Schonen des Gevierts. Schonen heißt: das Geviert in seinem Wesen hüten.“⁸ Die Existenzweise des Menschen im „Geviert“ als Wohnender, also als Schonender in der Konstellation von Erde, Himmel, der Erwartung auf das Göttliche und des eigenen ‚Todesvermögens‘, vollzieht sich jedoch nicht ohne die „Dinge“.⁹

Der Mensch muss die Dinge der Natur „hegen und pflegen“, und das, was nicht wächst, „errichten“, und ihr Wesen zulassen.¹⁰ Am Beispiel des Schwarzwaldhofes verdeutlicht Heidegger, dass das Vermögen zu wohnen Voraussetzung für das Bauen ist. Die Konstruktion des Hofes ist an die natürliche Umgebung angepasst: Er ist an der „windgeschützte[n] Berglehne“ gelegen, das „weit ausladende Schindeldach“ schützt vor den „Schneelasten“.¹¹ Aber nicht nur die Forderung, Erde und Himmel in die ‚Dinge‘ und damit auch in den Schwarzwaldhof „einzulassen“, ist erfüllt; der „Herrgottswinkel“ und ein „Totenbaum“ gehören ebenso zu dem Haus wie die zwei anderen Dimensionen des Gevierts.¹² Auch wenn die praktischen Hinweise für die Architekten, an die der Vortrag Heideggers adressiert ist, nicht so konkret sind, bleibt doch Heideggers nachdrückliche Vorgabe bestehen, dass vor dem Bauen eine denkende Annäherung an das eigentliche Wesen des Wohnens nötig ist. Für den hier verfolgten Zusammenhang verdeutlicht *Bauen Wohnen Denken*, dass das ursprüngliche Wohnen weit mehr die Seinsweise des Menschen bestimmen kann, als das Alltagsverständnis vermuten lässt.¹³

8 Ebenda, S. 153.

9 Vgl. ebenda, S. 152f.

10 Ebenda, S. 153.

11 Ebenda, S. 162.

12 Ebenda, S. 162. Zum Herrgottswinkel vgl. auch Meier-Oberist: Kulturgeschichte des Wohnens, S. 200.

13 Bekanntlich ist die Sprache als ‚Haus des Seins‘ bei Heidegger der Platz, an dem sich das Sein ‚entbirgt‘. Mit der (altgriechischen) Sprache ist nach Heidegger zudem das Wohnen verbunden. „In der deutschen Sprache, besonders aber in der Dichtung Hölderlins sei dieses Grundverhältnis von Wohnen, Existieren und Sprache wiedergeboren“, stellt Stephan Günzel zu Heidegger fest (Günzel: Einleitung, S. 119f., Zitat: S. 120). Da im Folgenden dieser Arbeit jedoch stärker auf einen ‚wirklichen‘ Wohnraum Bezug genommen wird, ist diese spezifische Verknüpfung von Sprache und ‚Wohnen‘ nicht Gegenstand der Untersuchung.

In der Tradition phänomenologischen Philosophierens nach Husserl spielt nicht nur bei Heidegger Raum als „Erlebensraum“¹⁴ eine wichtige Rolle. Merleau-Ponty etwa spricht vom ‚Einwohnen‘ des Leibes in den Raum: Der Leib „*wohnt* Raum und Zeit *ein*“.¹⁵ Mit dem Begriff des ‚Wohnens‘ stellt sich Merleau-Ponty einer zergliedernden Raumerfahrung entgegen. Um den Körper im Raum lokalisieren zu können, muss man nicht die Einzelbewegungen addieren und das Ergebnis errechnen; der Leib bildet schließlich mit dem Raum eine Erfahrungseinheit. Vergleichbar sei dies mit einem Blindenstock, den sein Träger auch nicht mehr als „Gegenstand“ wahrnimmt, sondern „sein Ende ist zu einer Sinneszone geworden“.¹⁶ Gaston Bachelard spricht wiederum davon, dass das prägende „Elternhaus“ mittels der Erinnerungen „physisch in uns eingezeichnet“ ist: „Das Gefühl der kleinsten Klinken ist noch in unserer Hand.“¹⁷ Bachelard bestimmt so das Haus der Eltern als einen frühen Wahrnehmungsort, der die Träume und die Einbildungskraft des Einzelnen anstößt und steuert: „Das Haus, das Zimmer, der Speicher, wo man allein gewesen ist, geben den Rahmen ab für eine unendbare Träumerei, eine Träumerei, die allein die Dichtkunst in einem Werk beenden, vollenden könnte.“¹⁸ Wenngleich Bachelards psychologischer Zugang zur Literaturproduktion hier nicht weiter verfolgt werden soll, so deutet sich doch an, dass dem außerliterarischen Wohnen ein Potential des fortsetzenden Erzählens eigentümlich ist.

Die phänomenologischen Perspektiven auf das Wohnen sollen nun durch die informationstheoretische Sichtweise Vilém Flussers ergänzt werden, die er in der Abgrenzung von Heimat, die für ihn als Migrant von großer Bedeutung ist, entwickelt: „Wohnen ist die Weise, in der ich mich überhaupt erst in der Welt befinde; es ist das Primäre.“¹⁹ Die Wohnung bzw. der Vorgang des Wohnens ist für Flusser das Beständige, nicht das, was man ‚Heimat‘ nennt. In der Wohnung sei

14 Günzel: Einleitung, S. 105.

15 Merleau-Ponty: Phänomenologie der Wahrnehmung, S. 169.

16 Ebenda, S. 173. Vgl. außerdem Waldenfels: Leibliches Wohnen im Raum.

17 Bachelard: Poetik des Raumes, S. 47. Es sei hier ergänzend auch auf die aktuelle kulturwissenschaftliche Forschung zum Gedächtnis verwiesen, grundlegend Assmann: Erinnerungsräume; das Lexikon von Pethes/Ruchatz: Gedächtnis und Erinnerung; sowie Erll: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Als Beispiel für eine jüngere Arbeit zum Verhältnis von erzähltem Dachboden und Erinnerung vgl. Griesse: Inszenierte Privatheit, S. 231–241.

18 Bachelard: Poetik des Raumes, S. 48. Eine Verbindung von Bachelard mit der jüngsten Emotionsforschung stellt Lehnert her, vgl. Lehnert: Raum und Gefühl, S. 12.

19 Flusser: Bodenlos, S. 261.

man von den Dingen umgeben, an die man gewöhnt ist. Je weiter man sich von dem eigenen Haus entfernt, umso ‚ungewöhnlicher‘ wird alles, was wahrgenommen wird. Der Medien- und Informationstheoretiker Flusser identifiziert eine spezifische Wahrnehmungsweise in der eigenen Wohnung: „Ich bin in Redundanz gebettet, um Geräusche als Informationen empfangen und um Informationen herstellen zu können.“²⁰ Fehlt die eigene Wohnung, ist demnach die bewusste Aufnahme von neuen Eindrücken und Informationen nicht möglich, und in diesem Sinn ist der Mensch an das Wohnen untrennbar gebunden: „Ohne Wohnung wäre ich unbewußt, und das heißt, daß ich ohne Wohnung nicht eigentlich wäre.“²¹ Man sei an die in der Wohnung eingebundenen Dinge „gewöhnt“ und empfinde sie daher zudem als „hübsch“; durch eine „Verwechslung“ der Wohnung mit der Heimat empfinde man ebenso die Heimat als „hübsch“, was einerseits zu „Patriotismus“, andererseits aber auch zu einer Blindheit den eigenen gewohnten Missständen gegenüber führen kann.²² Die Sinne des Migranten bleiben jedoch für die Welt geschärft, gerade weil er heimatlos ist.²³ An die Heimat ist der Mensch nicht existenziell gebunden, „aber man muß immer, gleichgültig wo, wohnen“.²⁴

Heideggers und Flussers Bestimmungen des Wohnens seien hier als wichtige Beispiele genannt, die sich zwar in ihren Voraussetzungen unterscheiden, aber bei beiden manifestiert sich, dass sich das menschliche Leben dem Wohnen nicht entziehen kann. Wohnen ist damit als abwesend-anwesender Grundzug des Menschen und damit auch seiner Kultur zu verstehen. Es fällt daher leicht zu postulieren, dass Wohnen auch in der Kunst und damit ebenso in der Literatur eine zentrale, wenn auch nicht immer augenscheinliche Rolle einnimmt. Auf welche Weise Wohnen in ästhetischen Texten narrativ zur Entfaltung kommen kann, soll ein Beispiel von Peter Sloterdijk veranschaulichen.

Sloterdijk greift zunächst Flussers Gedanken zur Wohnung ausdrücklich auf, indem er sie als „Redundanzgenerator“²⁵ bezeichnet: Wohnen sei „gewöhnlich dethematisiert“.²⁶ Die Wohnungen bilden demnach mit dem Bewohner eine „unbewußte Einheit“ und werden auf diese Weise zu „Abstumpfungsanlagen“,

20 Ebenda.

21 Ebenda.

22 Ebenda, S. 262.

23 Vgl. ebenda, S. 262f.

24 Ebenda, S. 260.

25 Sloterdijk: Sphären III, S. 520.

26 Ebenda, S. 527.

die die Wahrnehmung für Unbekanntes öffnen.²⁷ Sloterdijk stellt diese Funktion der Wohnung in den Kontext eines eigenen Aufrisses der Geschichte des Wohnens als einer zunehmenden „Explikation des menschlichen Aufenthalts“.²⁸ Ursprünglich entspreche Wohnen dem bäuerlichen Warten auf die Ernte. In der Moderne werden die Wohnungen wartende „Empfänger“ auf neue, symbolische Zeichen, sie werden zu „Empfangsstationen für Botschaften aus dem Außergewöhnlichen“²⁹ und Wohnende seien schließlich in ihre Gewohnungen „eingebettet“.³⁰ Sloterdijk stellt heraus, dass diese Einbettung durch die Funktionsweisen der Installationskunst bewusst werden kann,³¹ denn in der Kunst können das Wohnen bzw. die Gewohnheiten zum Gegenstand der Analyse und damit des Bewusstseins werden: Wenn der Wohnraum in einem Museum als Kunst – also z.B. im Rahmen einer Wohnrauminstallation – markiert ist und begehrbar wird, wird das Eingebettete hervorgehoben und dem Besucher vor Augen geführt. In Sloterdijks Terminologie heißt das: „Die Emergenz der gewöhnlichen Wohnung im Museum hebt die Immersion des Besuchers in ihr ins Thema. Man müsste nur die Bewohner mit ausstellen, um die totale Ausstellung zu verwirklichen.“³² Sloterdijk stellt bei der Rekonstruktion seiner Wohngeschichte schließlich im 20. Jahrhundert eine Ausweitung der „Immersionsgestaltung – alias Innenarchitektur –“ fest.³³

27 Ebenda, S. 521; vgl. auch Wichard: Wohnen und Identität, S. 67. Es sei hier außerdem auf Otto Friedrich Bollnow verwiesen, auf den sich auch Sloterdijk kurz bezieht (vgl. Sloterdijk: Sphären III, S. 516): Bollnow vermisst das Wohnen aus einer phänomenologischen Perspektive. Er untersucht dabei auch Kategorien wie ‚Wohnlichkeit‘ oder ‚Gemütlichkeit‘. Er betont, wie die Wohnung zur Einheit mit ihrem Bewohner bzw. „ein Raum gewordenes Stück dieses Menschen selbst“ wird (Bollnow: Mensch und Raum, S. 152). Bollnow stellt aber heraus, dass das „wahre“ Wohnen nicht in einer Einkapslung nach innen verharren darf. Der Mensch müsse sich als Wohnender auch dem „größeren Raum“ außerhalb des Hauses öffnen (ebenda, S. 310). Zur Thematik der Gemütlichkeit vgl. auch Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit.

28 Sloterdijk: Sphären III, S. 503.

29 Ebenda, S. 516.

30 Ebenda, S. 523.

31 Sloterdijk nennt z.B. die Installation *Die Toilette* von Ilya Kabakov, vgl. ebenda, S. 523–529. Zu Kabakov und Wohnen nimmt auch eine aktuelle Studie mehrfach Bezug, vgl. Evans: Sowjetisch wohnen.

32 Sloterdijk: Sphären III, S. 527 (Sloterdijk mit Bezug auf Flusser).

33 Ebenda, S. 532.

Für den hier verfolgten literarischen Kontext sei festgehalten, dass die Kunst das mit dem Menschen immer verbundene Wohnen zum Thema machen kann; der Mensch bleibt immer Teil einer Textur des Wohnens: Sich dem Wohnen zu entziehen, dessen fester Bestandteil man ist, ist anscheinend ausgeschlossen. Ein „[N]icht-wohnen“ ist nach Gert Selle nicht möglich: Wohnen gehört zu den unumgänglichen anthropologischen Grundkonstanten.³⁴

Der Übergang von Gewöhnung zur Verwunderung als einer Form der Entwöhnung kann auch anhand eines literarischen Textes in einem narratologischen Kontext beschrieben werden, wenn man darunter das Überschreiten einer Erfahrungsgrenze versteht. Gerade die strukturalistische Narratologie stellt seit langem hierfür ein differenziertes Beschreibungsinventar bereit. Als eine prominente Position ist die von Jurij M. Lotman zu nennen, für den die Grenze das entscheidende Kennzeichen eines Raumes ist. Die Grenze bestimmt somit einerseits die Handlungsebene, wenn etwa zwei Helden verschiedenen ‚Gesellschaftsräumen‘ entstammen oder der Unterschied von städtischem und ländlichem Raum das erzählte Geschehen mitbestimmt.³⁵ Narratologisch von besonderem Interesse ist jedoch das Ereignis „als Einheit des Sujetaufbaus“: „*Ein Ereignis im Text ist die Versetzung einer Figur über die Grenze eines semantischen Feldes.*“³⁶ Diese Grenzüberschreitung stellt für Lotman das wichtige ‚Ereignis‘ als eigentliches narratives Charakteristikum eines Textes dar.³⁷ Wird sich also eine literarische Figur der eigenen Wohnsituation bewusst, überschreitet sie eine Wahrnehmungsgrenze, wodurch der Text *ein* narratives Element, das dem Wohnen inhärent ist, ausspielt. Als kurzes Beispiel sei eine Episode aus Paul Zechs fast vergessenem Roman *Die Geschichte einer armen Johanna* (1925) ange-

34 Selle: Innen und außen, S. 223. Vgl. ergänzend zur Bedeutung von ‚housing‘ als Hintergrund für das Leben die Ausführungen bei King: *The Common Place*, bes. S. 64–69.

35 Vgl. Lotman: *Struktur literarischer Texte*, S. 337. Es sei hier nur angemerkt, dass auch psychologische Zugänge Polaritäten (und damit ähnliche Beschreibungsstrukturen) für das Verständnis von Wohnen annehmen, nämlich zum Beispiel „anregend – langweilig“ oder „vertraut – fremd“: Flade: *Wohnen psychologisch*, S. 17.

36 Lotman: *Struktur literarischer Texte*, S. 332.

37 Allerdings kann auch lediglich der Versuch eines Grenzüberschritts in einem ähnlichen Sinn verstanden werden. Vgl. Martinez/Scheffel: *Erzähltheorie*, S. 142. Vgl. zu Lotman jüngst auch Frank: *Literaturwissenschaften und der spatial turn*.

führt.³⁸ Die arme Näherin Johanna wohnt und arbeitet in einer kleinen Dachgeschosskammer, bis sie an einem Sonntag das Leben und die Sinnlichkeit für sich entdeckt und einige Liebschaften beginnt und der Enge ihrer Wohnung zeitweise entflieht. Der Erzähler schildert die veränderte Wahrnehmungsweise ihrer Wohnung:

„Im ersten Augenblick warst Du ganz seltsam betroffen. Schienst Dich irgendwie hier in diesem Zimmer, das mit einem Male gotterbärmlich arm aussah, verlaufen zu haben. [...] Du sahst Dich in Deiner kleinen Stube um, als wenn Du sie jahrelang nicht gesehen hättest, und die Tränen der kleinen Näherin stiegen Dir simpel in die Augen [...].“³⁹

Auf figuraler Ebene manifestiert sich das erzählerische Ereignis, welches an die Erfahrung gebunden ist, dass das Wohnen im Sinne Sloterdijks wieder zum ‚Thema‘ geworden ist. Für eine Thematisierung des Wohnens sind auch Wohnzonen besonders attraktiv, die einen besonderen Status in einem Haus haben können, dazu zählt zum Beispiel die Veranda, da sie zum Haus gehört, aber doch offener strukturiert ist und damit erweiterte Schnittstellen mit dem Außen hat. Die Veranda kann man daher auch als Übergangszone bezeichnen bzw. als Heterotopie – in Anlehnung an Foucault: „Heterotopien“ sind für diesen „Orte, die außerhalb aller Orte liegen, obwohl sie sich durchaus lokalisieren lassen“.⁴⁰ Im Folgenden werden gerade solche Orte in der literarischen Inszenierung vor dem Hintergrund des Wohnens als besonders produktiv verstanden.⁴¹

38 Neuerdings stößt jedoch der „Ich-Du-Erzähler“ in Zechs Roman auf Interesse. Fludernik: Erzähltheorie, S. 113. Auch Petersen führt den Text als Beispiel für die Du-Form an; Petersen: Erzählformen, S. 97–99.

39 Zech: Geschichte einer armen Johanna, S. 74f.

40 Foucault: Schriften, Bd. 4, S. 931–942 (*Von anderen Räumen*), hier S. 935. Vgl. zur Funktion der Veranda auch die (Literatur-)Hinweise bei Fontane und Keyserling innerhalb dieser Arbeit, vgl. S. 182 und S. 275.

41 Jüngst hat Rainer Warning in einer umfassenden Studie Foucaults Heterotopie-Begriff für die Literatur fruchtbar gemacht und er stellt insbesondere Foucaults Funktionsbestimmung des Spiegels als Heterotopie heraus: „In der inversen Perspektive konstituiere ich mich als Spiegelbild, das heißt als Fiktion, und dies an dem realen Ort, von dem aus ich in den Spiegel blicke.“ (Warning: Heterotopien, S. 10–14, Zitat: S. 14). Es geht also um die „Gestaltwerdung des Imaginären“ (ebenda) und um die Heterotopien in der Literatur als „Räume einer ästhetischen Erfahrung, die sich gelöst hat von mimetischer Repräsentation“ (ebenda, S. 21); die Heterotopien erlangen in der

Bei der Beschreibung von Räumen und eben auch von Wohnräumen ist offenbar ein entscheidendes Moment die Bewegung im Raum.⁴² Bei Lotman gilt dies insbesondere für die Überschreitung einer Grenze, bei Michel de Certeau wird die Bewegung bzw. die Aktivität zum Unterscheidungskriterium von Ort und Raum. Zeichnet sich der „Ort“ als „eine momentane Konstellation von festen Punkten“ aus, ist der „Raum ein Geflecht von beweglichen Elementen“: „Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht.“⁴³ Bemerkenswert ist nun die Verbindung dieses Entwurfs mit Alltags-Erzählungen. Im Rückgriff auf linguistische Untersuchungen unterscheidet de Certeau Beschreibungen von New Yorker Appartements in zwei Typen: Beim Typ „Karte“ werden die Räumlichkeiten relational zueinander beschrieben: ‚Raum x ist neben Raum y‘. Im Typ „Weg“ steht eine handlungsbestimmende Beschreibung im Vordergrund: ‚Wenn du an Raum x vorbeikommst, ist links Raum y‘.⁴⁴ Der zweite Erzähltyp sei häufiger anzutreffen, wenngleich ersterer den zweiten bisweilen unterbricht, so dass es in der Terminologie de Certeaus zu einem produktiven Wechselspiel von Orten und Räumen kommt:

„Das narrative Gewebe, in dem die Beschreiber von Routen überwiegen, wird also von Beschreibern vom Typus Karte punktiert unterbrochen, deren Aufgabe es ist, entweder auf eine *Wirkung* hinzuweisen, die durch die Wegstrecken erreicht wird (‚du siehst‘), oder auf eine *Gegebenheit*, die als Grenze (‚dort ist eine Mauer‘), beziehungsweise als Möglichkeit postuliert wird (‚dort ist eine Tür‘), oder auf eine Verpflichtung (‚das ist eine Einbahnstraße‘), etc.“⁴⁵

Zwar stehen die Schlussfolgerungen aus der Analyse von Alltagserzählungen nicht zwingend in einem Zusammenhang mit einem literarisch inszenierten Erzählen, so sind doch Parallelen (oder bewusste Brüche) anzunehmen. Doch

ästhetischen Erfahrung einen eigenen Status, der nicht aus einer kulturellen Abbildung erwächst; diese Ebene untersucht Warning in seinen Literaturanalysen.

42 Vgl. auch den Sammelband Hallet/Neumann: Raum und Bewegung in der Literatur.

43 Certeau: Kunst des Handelns, S. 218. Zu de Certeau bezogen auf ‚Raum‘ vgl. auch Sasse: Literaturwissenschaft, S. 234f.; sowie Dünne: Einleitung, S. 300f. Vgl. zur Unterscheidung von Ort und Raum auch Scherpe: Ort oder Raum?, S. 163f. Vgl. auch die informative wie pragmatische Begriffsunterscheidung von Fulda: Himmel und Halle, S. 121–123.

44 Certeau: Die Kunst des Handelns, S. 220f. Gemeint sind linguistische Untersuchungen von Charlotte Linde und William Labov; vgl. ebenda, S. 376.

45 Ebenda, S. 222.

eines mag sich bereits gezeigt haben, Wohnen ist nicht nur ein basaler, mit dem Menschen notwendig verbundener Prozess, es ‚sucht‘ seine sprachliche Repräsentation, also auch in der Literatur.

Die folgenden Detailanalysen können – basierend auf der Systematisierung der verschiedenen Richtungen innerhalb der Erzählforschung durch Ansgar und Vera Nünning – zu der Reihe der ‚postklassischen‘ Ansätze gezählt werden.⁴⁶ Der Einfluss des Wohnens – als wesentlicher Bestandteil jeder Kulturgeschichte – auf das Erzählen soll einbezogen werden. Eine damit verbundene Erzählanalyse darf folglich nicht nur nach der internen Textstruktur fragen, die im besonderen Fokus der klassischen strukturalistischen Positionen steht. Wenngleich natürlich auch Lotman von der Semantisierung literarischer Strukturen spricht, bleibt dessen Blick auf die inneren Funktionsweisen des Textes gerichtet und weniger auf außerliterarische Bedingungen; die Geschichte des Wohnens muss jedoch im Folgenden integriert werden. Die Einbindung kulturgeschichtlicher Positionen in die Erzähltextanalyse, die damit historische Dimensionen integriert, erscheint auch aus einer soziologischen Sichtweise sinnvoll:

„Bei der Analyse des Wohnens von ahistorischen Befindlichkeiten auszugehen („wie wohnt der Mensch?“), erweist sich als Unsinn. Abstrahiert man von den epochen-, kultur- und schichtspezifischen Ausformungen des Wohnens, so bleibt als einzige Gemeinsamkeit nur die physische Schutzfunktion der Wohnung. Die aber unterscheidet menschliche Behausungen gerade nicht vom Fuchsbau oder der Bienenwabe. [...] Soziologischer Gegenstand ist, was an den verschiedenen Ausformungen des Wohnens jeweils gesellschaftlich verursacht ist und was sich mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Formationen verändert, was also historisch wandelbar ist.“⁴⁷

Auch wenn die Hinterfragung der wesenhaften Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Wohnen bzw. seiner Wohnung zumindest außerhalb der Soziologie sehr wohl sinnvoll sein kann (man denke wiederum an Heidegger, dessen Perspektive als seins-geschichtlich, aber damit gerade nur in einem übergeordneten Sinn als historisch zu bezeichnen ist), ist der systematische Zugang auf die veränderlichen, historischen „Ausformungen des Wohnens“ für eine

46 Vgl. Nünning/Nünning: Narratologie, bes. S. 10, S. 22, S. 24. Vgl. auch jüngst Ansgar Nünning: Kulturen als Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften.

47 Häußermann/Siebel: Soziologie des Wohnens, S. 12f. Vgl. auch die ältere soziologische Studie von Silbermann: Vom Wohnen der Deutschen. Zum Problem des Raums in der Soziologie vgl. grundlegend Löw: Raumsoziologie; sowie Schroer: Räume, Orte, Grenzen.

„kulturgeschichtliche Narratologie“ von großer Bedeutung. Nur so kann die narratologische Untersuchung der Form von der Perspektive auf den Inhalt ergänzt werden.⁴⁸ Es müssen daher zunächst einige Schlaglichter auf die deutsche bzw. westeuropäische Geschichte des Wohnens geworfen werden, damit der Beginn der spezifisch bürgerlichen Wohnkultur im 18. Jahrhundert deutlich werden kann.

Die Geschichte des Wohnens und die mit ihr verbundene Kultur kann einer „Anonymen Geschichte“ des Alltags zugerechnet werden, deren Ausprägungen kaum bewusst werden; dennoch ist der Einzelne von ihr gezeichnet.⁴⁹ Die Wohnungsgeschichte beeinflusst damit entscheidend die gesellschaftlichen Umwälzungen, die augenscheinlich werden. Gleichwohl treten Phasen aus dem historischen Verlauf hervor, in denen das Wohnen eine besondere Präsenz gewinnt. Dies ist dann der Fall, wenn die Funktionen des Wohnens weit über Behausung oder Schlafstelle usw. hinausgehen und zum Selbstvergewisserungs- und Abgrenzungsmechanismus mit einer breiten gesellschaftlichen Basis werden. Das Wohnen erfährt gerade in der bürgerlichen Kultur gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen solchen einschneidenden Bedeutungswandel – zeitgleich zu der Phase, die auch von ästhetischen (und literaturgeschichtlichen) Umbrüchen stark geprägt ist; das Wohnen manifestiert sich insbesondere zu dieser Zeit als virulente „kulturelle Metapher“.⁵⁰ Es handelt sich um eine Entwicklung, die nach Walter Benjamin im „wohnsüchtig[en]“ 19. Jahrhundert⁵¹ kulminiert, deren Auswirkungen aber bis heute nachzuvollziehen sind (etwa anhand der räumlich markierten Schamgrenzen, die ein Schlafzimmer noch immer umgeben⁵²). Im 19. Jahrhundert wird also gerade das bürgerliche Wohnen „normsetzend“⁵³ über die bürgerliche Gesellschaft hinaus.

48 Vgl. zu dieser Unterscheidung Nünning/Nünning: Narratologie, S. 22.

49 Vgl. zur „Anonymen Geschichte“ Giedion: Die Herrschaft der Mechanisierung, hier S. 19–21.

50 Vgl. zu diesem Begriff Selle: Die eigenen vier Wände, S. 9–29. Zur Metaphorik in der Philosophie vgl. auch Axel Beelmann: Art. Wohnen. – In: Wörterbuch der philosophischen Metaphern, S. 545–557.

51 Benjamin: Gesammelte Schriften, Bd. V.1, S. 292. Zum Wohnen im 19. Jahrhundert vgl. auch Selle: Die eigenen vier Wände, S. 73–77.

52 Vgl. Zinn: Wohngewohnheiten und Wohnstrukturen, S. 20f.

53 Nipperdey: Deutsche Geschichte, S. 137. Vgl. zur Geschichte des Wohnens zudem Saldern: Im Hause, zu Hause; Fuhrmann et al: Geschichte des Wohnens; Becher: Geschichte des modernen Lebensstils, S. 108–153; Petsch: Eigenheim und gute Stube; Gay: Zeitalter des Doktor Arthur Schnitzler, S. 299–328; Siebel: Der großbürgerliche

Möchte man die Veränderungen in der Geschichte des Wohnens präziser systematisieren, kann die Herausstellung von vier Perspektiven nach Häußermann und Siebel hilfreich sein: „Diese Grundlinien sind einmal die Trennung von Wohnen und Arbeiten, zum zweiten die Ausgrenzung von Personen, zum dritten die Polarisierung von Öffentlichkeit und Privatheit und schließlich viertens die Entstehung des Wohnungsmarkts.“⁵⁴ Insbesondere die ersten drei Betrachtungsweisen auf die Geschichte des Wohnens werden für die Literaturanalyse im Folgenden an Bedeutung gewinnen. Mit der Ausbreitung frühkapitalistischer Wirtschaftsformen (z.B. des Manufakturwesens) löst sich die bisweilen idealisierte Einheit vom ‚ganzen Haus‘⁵⁵ auf. Das auch räumlich auf das engste verbundene Zusammenleben in einer großen Hausgemeinschaft mit Herrschaftsfamilie, weiteren Verwandten und dem Gesinde zerfällt, als die bürgerlichen Wirtschaftsformen die Trennung von Wohn- und Arbeitsort verlangten.⁵⁶ Eine Haushaltsautonomie im Großbürgertum des 18. Jahrhunderts erhält sich aber partiell, wie zum Beispiel an der Vorratswirtschaft abzulesen ist: Die eingelagerten Waren entstammen zwar nicht mehr der eigenen Produktion, deren Verfügbarkeit über die Marktlage hinaus jedoch noch der Organisation des Haushaltes obliegt.⁵⁷ Die Trennung von Arbeiten und Wohnen realisiert sich besonders offenkundig im 18. Jahrhundert in der Entstehung von bürgerlichen Landhäusern außerhalb der Stadt. Die Verbindung von Natur und Familie zeigt ein neues bürgerliches Lebensgefühl, das sich gegen die Erfahrung städtischer Entfremdung richtete.⁵⁸

Die zweite Perspektive auf die Entstehung der bürgerlichen Wohnkultur, die Ausformung der Kleinfamilie, folgt aus der Neubestimmung der eigenen Wohnung, nachdem sie als Arbeitsort immer mehr tabuisiert wird. Bis ins 18. Jahrhundert hinein umfassten die Haushalte weit mehr Personen als die der eigentlichen Kleinfamilie; Verwandte weiteren Grades und auch die Dienerschaft zählten ebenso hinzu.⁵⁹ Durch den ideologischen Wandel der Ständegesellschaft,

Salon; North: Genuß und Glück (bes. Kapitel IV); sowie die ältere Darstellung von Meier-Oberist: Kulturgeschichte des Wohnens; sowie Weber: Immer auf dem Sofa.

54 Häußermann/Siebel: Soziologie des Wohnens, S. 24.

55 Vgl. kritisch zum ‚ganzen Haus‘ Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1, S. 81–83. Siehe ebenso die kritische Auseinandersetzung mit Otto Brunner bei Groebner: Außer Haus.

56 Vgl. Petsch: Eigenheim und gute Stube, S. 26f.

57 Vgl. Häußermann/Siebel: Soziologie des Wohnens, S. 25–27, hier bes. S. 25.

58 Vgl. Petsch: Eigenheim und gute Stube, S. 14f.

59 Vgl. Häußermann/Siebel: Soziologie des Wohnens, S. 29–32.

dass nämlich etwa Leistungsfähigkeit mehr als Geburt zu zählen beginnt – eine Entwicklung, der gerade bürgerliches Denken zu Grunde liegt –, war die soziale Trennung zum Personal nicht mehr gesichert. Als kompensatorische Strategien können räumliche Markierungen verstanden werden, die noch im Bürgertum des Deutschen Kaiserreichs sehr präsent sind: „Als Symbol dafür entstand die Klingelschnur im Wohnzimmer, mit der die Herrschaft ihre Bediensteten herbeirufen konnte.“⁶⁰ Für das Dienstpersonal ergibt sich nun auch die Möglichkeit, seinerseits eigene Familien zu gründen, was allerdings durch rechtliche Bestimmungen (z.B. Ehefähigkeit) in der Praxis sehr eingeschränkt war.⁶¹

Die neue Intimität der bürgerlichen Familie ist schließlich drittens im Kontext des Verhältnisses von Privatheit und Öffentlichkeit zu bestimmen. Durch die neu gewonnene Privatheit des Wohnens, nachdem die Arbeit ‚ausgezogen‘ ist, konnte sich eine Intimität etablieren: Zunächst muss hierbei an die „*repräsentative Öffentlichkeit*“ im Sinne von Habermas erinnert werden.⁶² Er versteht darunter keine „Sphäre der Öffentlichkeit“, sondern „so etwas wie ein Statusmerkmal“, das der Statusinhaber, der adlige Herrscher, öffentlich repräsentiert; seine „Attribute“ sind „Insignien“, „Habitus“, „Gestus“ und „Rhetorik“.⁶³ Durch frühkapitalistische Wirtschaftsformen erhält der Bürger des 18. Jahrhunderts die Möglichkeit, autonom gegenüber dem Staat zu wirtschaften. Dass sich die staatliche Herrschaftsstruktur im 18. Jahrhundert verändert und auch die repräsentative Öffentlichkeit sich zu wandeln beginnt, wird durch „die Trennung des öffentlichen Budgets vom privaten Hausgut des Landesherrn sichtbar markiert“.⁶⁴ Der Bürger (und prototypisch der freie Kaufmann) kann nunmehr ‚privat‘ handeln: Dies ist eine wesentliche Grundbestimmung seiner Privatsphäre, die natürlich im politischen Kontext von ‚bürgerlicher Öffentlichkeit‘ von großer Bedeutung ist, diese ermöglicht jedoch zweitens auch überhaupt erst die Wohn-Intimität: „Die Privatsphäre umfaßt die bürgerliche Gesellschaft im engeren Sinne, also den Bereich des Warenverkehrs und der gesellschaftlichen Arbeit; die Familie mit

60 Zinn: Wohngewohnheiten und Wohnstrukturen, S. 19. Vgl. Häußermann/Siebel: Soziologie des Wohnens, S. 33; Becher: Geschichte des modernen Lebensstils, S. 133.

61 Vgl. Häußermann/Siebel: Soziologie des Wohnens, S. 30.

62 Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 60. Zu Habermas vgl. (auch zur Kritik seines Ansatzes) Schiewe: Öffentlichkeit, S. 249–279. Vgl. zu Habermas ähnlich – mit Bezug zu den Strukturen des Wohnens im Hotel – Wichard: Wohnen und Identität, S. 75.

63 Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 60–62 (Zitat: S. 60f.).

64 Ebenda, S. 67.